

Der bunte Bund

Gemeinschaft von selbstständigen Ortsgemeinden – ein neutestamentlicher Auftrag¹

1. Persönliche Vorbemerkung

Vor kurzem war ich für einige Zeit für Einkehrtage in einem Kloster. Am Ende, im Abschlussgespräch mit einem der dort lebenden Brüder fragte dieser mich: „Sagen Sie mal, was ist eigentlich das Besondere ihrer Kirche? Was begegnet mir, wenn ich dort einen Gottesdienst besuche?“ Da war sie wieder, diese Frage, die im Gespräch mit Christinnen und Christen anderer Kirchen immer wieder begegnet, die Frage nach dem, was unsere Gemeinden, unsern Bund – unsere Kirche? – eigentlich ausmacht und nach außen charakterisiert. Und gleichzeitig war da bei mir auch wieder dieses seltsame Gefühl: Was immer ich jetzt sagen werde, der Bruder könnte, würde er eine Baptistengemeinde in seiner Umgebung besuchen, sehr überrascht sein. Denn das, was ich im Bericht habe, und das, was ihm in dieser Gemeinde dort begegnen könnte, passt vielleicht gar nicht zusammen. Die Vielfalt, die ‚Buntheit‘ unserer Gemeinden macht es manchmal schwer, Aussagen darüber zu treffen, was die Gemeinden in unserem Bund *gemeinsam* ausmacht.

Oder ist es vielleicht ganz anders? Ist möglicherweise genau diese Möglichkeit der Vielfalt in der Gestaltung unseres Gemeindelebens, etwas, was ganz grundsätzlich zu uns gehört, weil sich hierin eine Grundüberzeugung unseres Glaubens ausdrückt? Ich versuchte, dieses dem Bruder zu erklären und erntete zwei Reaktionen: Hochachtung vor dem Mut zu dieser Selbstständigkeit und dann aber die Frage: „Ja - aber wie leben Sie den dann mit der Vielfalt dieser Gemeinden zusammen?“

Diese Frage erinnerte mich an eine eigene Erfahrung. Ich komme nicht aus einer ‚baptistischen Familie‘, sondern habe mich nach meiner Bekehrung in der Gemeinde Celle taufen lassen und wurde dort Mitglied. Das, was mich an dieser Gemeinde begeisterte, war das ganz persönliche Engagement für den Glauben von ganz vielen Geschwistern. Man fragte miteinander, man stritt miteinander und man suchte miteinander nach Antworten. Man war füreinander da und man gestaltete das, was man vom Glauben als gut und wichtig erkannte miteinander in dieser Gemeinde. Das faszinierte und begeisterte mich. Als ich dann nach Marburg zum Studieren ging, kam ich in die dortige Gemeinde. Und siehe da: Auch dort lebte eine lebendige Gemeinde – aber in nicht wenigen Punkten war sie anders als meine Ursprungsgemeinde. Ich brauchte durchaus eine gewisse Zeit, bis ich mich da zurecht fand. Dabei machte ich eine interessante Erfahrung: Beide Gemeinden hätten von ihren unterschiedlichen Erfahrungen und Überzeugungen gut profitieren können – sie wussten aber nichts voneinander.

Später, im Dienst in den Gemeinden Göttingen und Ludwigshafen und dann noch später im Bundesdienst verstärkten sich diese Eindrücke bei mir. Welchen Reichtum gibt es unter uns in der Vielfalt ganz unterschiedlicher Gemeinden! Und Vielfalt meint keineswegs zuerst nur Fragen der Gestaltungen, der Lieder, der Gottesdienstform, der Arten der Gemeindeleitung. Vielfalt meint ganz besonders auch inhaltliche Auseinandersetzungen und Prägungen. Da hat

¹ Referat auf der Tagung des Landesverbandes Hessen im April 2009. Die hier wiedergegebene schriftliche Version hat weitestgehend den Vortragscharakter beibehalten. Deswegen wird auf weiterführende Anmerkungen verzichtet. Ich verweise hierfür auf meinen Beitrag ‚Der Bund sind wir! Neutestamentliche Beobachtungen über das Für- und Miteinander von Gemeinden in einem Gemeindebund‘, in: Theologisches Gespräch. Beiheft 2, 2001, 40-62. Dringend zu empfehlen ist auch der gerade erschienene Beitrag von Uwe Swarat ‚Ortsgemeinden und überörtliche Strukturen im Baptismus aus der Perspektive reformatorischer Ekklesiologie‘, in: Theologisches Gespräch. Beiheft 10, 2009.

die eine Gemeinde schon intensive Erfahrungen mit charismatischen Überzeugungen gemacht und gelernt diese im neutestamentlichen Sinne in der Gemeinde einzuzeichnen. Eine andere steckte hier noch ganz am Beginn. In einer Gemeinde war man mit der Frage von Scheidung und Wiederheirat nach langem Ringen zu einer fundierten Lösung gelangt, in einer anderen war zum ersten Mal überhaupt diese Frage aufgetaucht. Da hatte die eine Gemeinde über die Frage Taufe und Mitgliedschaft lange gearbeitet, bei einer anderen hielt man das für überhaupt kein Problem – bis plötzlich auch hier Christinnen und Christen nach der Möglichkeit einer Mitgliedschaft fragten, die nicht ‚in unserem Sinne‘, nicht im Verständnis unserer Überzeugung getauft waren. Die eine Gemeinde war durch ihre Stellung in der Stadt mit der Herausforderung des Miteinanders mit islamischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern konfrontiert und hatte hier Formen der Zusammenarbeit entwickelt. In einer anderen Stadt stand eine Gemeinde in genau dieser Herausforderung, aber man sah sich ihr recht hilflos gegenüber. Diese Liste der inhaltlichen Kompetenzen einzelner Gemeinden auf der einen Seite und Herausforderungen zu Klärungen bei Gemeinden auf der anderen Seite ließe sich mühelos fortsetzen. Aber – auch das habe ich auch immer wieder erlebt – nur ganz selten gelang es, dass Gemeinden von den unterschiedlichen Kompetenzen profitierten. Ganz häufig musste ich die Erfahrung machen, dass man sozusagen in jeder Gemeinde bei jeder Frage von vorn begann und – im Bild gesprochen – das Rad neu erfand, das an anderer Stelle schon längst rollte.

Die Frage des Bruders aus dem Kloster nach der Möglichkeit und der Gestalt des Miteinanders dieser Vielfalt unserer Gemeinden, scheint mir tatsächlich für einen Gemeindebund wie dem unsrigen von grundsätzlicher Bedeutung. Denn unbestreitbar haben unsere Gemeinden in ihrer Selbständigkeit eine enorme Stärke: verwurzelt am eigenen Ort, herausgefordert durch die aktuell in dieser Gemeinde auftretenden Fragen und ausgerüstet mit dem Engagement ihrer Mitglieder werden Antworten gesucht und gelebt. Wie und wo aber profitieren Gemeinden untereinander von diesen Kompetenzen der anderen Gemeinden? Wie vermeidet man dieses ständige ‚Neuerfinden‘ der Räder, und wie – das scheint mir eine ganz entscheidende Frage – wie gehen wir damit um, wenn auf eine Frage in verschiedenen Gemeinden unterschiedliche Antworten gefunden werden. Gerade hierfür ist die Liste der möglichen Konflikte ja auch nicht gerade kurz. Stichworte genügen: der Dienst der Pastorin, der Umgang mit Scheidung, die Fragen der Mitgliedschaft, all dies und noch vieles mehr wird immer noch in unsere Gemeinden teilweise sehr unterschiedlich gehandhabt. Die Gemeinschaft unserer Gemeinden und damit auch die Kompetenzen der andere Gemeinden kommen in unserem ‚Bund‘ mit seinen Einrichtungen und Gremien zusammen. Dennoch wird er nur sehr teilweise als Richtung weisend akzeptiert. Nicht umsonst sind alle Entscheidungen, auch die eines Bundesrates, also der Versammlung all unserer Gemeinden, immer nur als ‚Empfehlungen‘ für die einzelnen Gemeinden formuliert, haben also keinerlei die Gemeinden verpflichtende Stellung.

Fügt sich die ‚Buntheit‘ unserer Gemeinden also zu einem schönen bunten Blumenstrauß zusammen, oder passt das ganze dann doch so wenig zusammen, dass man sich lieber im größtem Abstand voneinander bewegen möchte?

Diesen beiden Reaktionen, der Hochachtung vor dem Gut der Selbständigkeit unserer Ortsgemeinden und dann der Frage nach dem Miteinander, möchte ich in diesem Beitrag nachgehen. Können selbständige Ortsgemeinden eigentlich zusammen leben? Und ich muss weiterfragen: Sollen sie es eigentlich? Und wenn ich diese Frage mit ‚Ja‘ beantworte: Wie soll das eigentlich gehen?

Wie können wir uns diesen Fragen annähern? Ich möchte beginnen mit einem Blick in das Neue Testament. Es ist ja die tiefe Grundüberzeugung unserer Gemeinden, dass wir aus dem Zeugnis der Bibel Orientierung empfangen. Und zwar nicht nur Orientierung, um ein Problem zu *lösen*, sondern vor allem und zuerst, um ein Problem überhaupt sachgemäß zu *verstehen*. Denn es geht ja um ein *Verstehen der Schrift* und nicht um ein *Kopieren* von Modellen. Aus

dem im Neuen Testament Wahrgenommenen möchte ich dann fragen, was dies für die Gestaltung der Buntheit unseres Bundes bedeuten kann.

2. Die bunte Gemeindevielfalt und die Gemeinschaft von Gemeinden im Neuen Testament

2.1. Beobachtungen

Wenn wir uns die Gemeinden im Neuen Testament anschauen, so scheint es, als würde uns auch hier eine mehr oder weniger fröhliche Vielfalt von Gemeinden begegnen, die weitestgehend alle irgendwie für sich arbeiten und leben. Was hatte die Gemeinde von Rom mit der in Philadelphia oder in Ephesus oder in Korinth zu tun? Alle hatten ihre Probleme und Fragen, lebten sie doch in ganz unterschiedlichen Situationen. Oder was hatten diese Gemeinden überhaupt mit der Gemeinde in Jerusalem oder aber mit den Gemeinden zu tun, an die die Briefe und das Evangelium des Johannes geschrieben wurden? Oder die Briefe des Petrus? Oder des Jakobus? Eine bunte Vielfalt von einzelnen und durchaus selbstständig erscheinenden Gemeinden mit zum Teil sehr ausgeprägten eigenen Überzeugungen. Wir finden in ihnen nach den Berichten der Schriften verschiedene Antworten z.B. auf die Fragen der Praxis der Gemeindeleitung, auf die Fragen der Mission und des Verhältnisses zum Staat. Natürlich könnte man sagen, dass sie alle auch in sehr speziellen Situationen mit Herausforderungen lebten, die an allen Orten auch besonders waren: Die Galater mussten sich mit ‚superfrommen‘ Judenchristen herumstreiten, die Korinther mit charismatischen Enthusiasten. In Ephesus und den Orten, an die die Petrusbriefe verfasst sind, gibt es zudem immer wieder staatliche Bedrohungen. Daneben finden wir dann aber auch deutlich differenzierte theologische Positionen, etwa die Fragen der Endzeit, der Deutung des Todes Jesu, ja der Darstellung Jesu Christi und Deutung seines Wirkens überhaupt. Und auch dieses lässt sich durchaus auf die jeweils besonderen theologischen Herausforderungen und Anfragen an die Gemeinden erklären: Die christologischen Lehren, mit denen sich die johanneischen Gemeinden auseinandersetzen hatten, gab es eben nicht in diesem Umfang in Korinth oder Thessalonich oder Philippi. Und die Auseinandersetzung mit der jüdischen Tradition, wie wir sie z.B. im Matthäusevangelium finden, sie ist den Gemeinden, die das Markusevangelium als erste lasen und an die es adressiert war fremd. Sowohl in inhaltlichen wie auch in Fragen des Gemeindelebens bietet uns das NT eine bunte Vielfalt von Überzeugungen. Folgen der Selbständigkeit, die es ermöglichte, auf die jeweils aktuellen Fragen und Herausforderungen zu reagieren.

Wer dieses beachtet, könnte schnell auf den Gedanken kommen: Das Beste, was der Christenheit geschehen kann, sind gänzlich selbständige Gemeinden. Aber halt! So einfach geht es freilich nicht. Denn ein zweiter Blick zeigt nun noch deutlich anderes.

Er zeigt uns nämlich, dass diese Gemeinden keineswegs untereinander unverbunden waren. Diese Verbindung wird für uns zuerst einmal sichtbar in den erkennbaren Gemeindegruppen, die sich einer gemeinsamen Autoritätsperson verdanken: In Bezug auf Paulus, dann Johannes und auch dem Verfasser der Johannesoffenbarung ist uns dies direkt greifbar, was uns auch in unserem Sprachgebrauch dazu bringt, von paulinischen, johanneischen oder den Gemeinden der Offenbarung zu reden. Gemeinden, die sich um apostolische Personen scharten, in ihnen – wie wir dann schnell sagen – eine verbindende Mitte hatten. Neben diesen bekannten Gemeindegruppen scheint es auch andere gegeben zu haben, die uns lokal nicht ganz so gut greifbar sind: So sind die Petrusbriefe wahrscheinlich als Rundschreiben an eine Gruppe von Gemeinden adressiert, beim Matthäusevangelium wird dieses vermutet und auch beim Jakobusbrief und dem Hebräerbrief kann dies angenommen werden. Wir haben demnach auch zur Zeit des Neuen Testaments bereits so etwas wie ‚Gemeindebünde‘ vor uns. Inwieweit diese anfänglich oder sogar längere Zeit nebeneinander existierten und sich möglicherweise sogar

voneinander abgrenzten, kann nicht mit Sicherheit gesagt werden, braucht uns hier und heute auch nicht zu interessieren. Interessant ist es aber schon, dass wir den zentralen Sitz der johanneischen Gemeinden heute in Ephesus vermuten, dort aber auch die Zentrale der paulinischen Gemeinden gewesen sein wird und wir auch noch ein Sendschreiben der Johannesoffenbarung an die dortige Gemeinde haben. Vielleicht hat es dort längere Zeit drei Gemeinden gegeben? Aber das wäre eine andere Frage.

Wie dem auch sei – dieser zweite Blick zeigt uns: Selbständigkeit? Ja, aber doch in deutlicher Verbindung zu besonderen Autoritätspersonen. Und ein nochmals vertiefender Blick hierauf zeigt uns dann sogar: Diese Autoritätspersonen griffen ganz schön deutlich in die Selbständigkeit der Ortsgemeinden ein, wenn sie dort Fehlentwicklungen vermuteten. Hier braucht nur an die Schreiben des Paulus an die Galater oder die Korinther erinnert zu werden, in denen er Missstände und mögliche Fehlentwicklungen anmahnt. Oder wir können an die im 2. und 3. Joh reflektierten Auseinandersetzungen denken, die dann bis zum 1. Joh offensichtlich in einer Gemeindespaltung eskalierten. Der Verfasser der Johannesoffenbarung schließlich geht dann ja bekanntlich auch nicht zimperlich mit den angeschriebenen Gemeinden um. Diesen Personen wurden Autorität zum Eingriff in die Selbständigkeit und Kompetenz zur Veränderung zuerkannt. Wie massiv das sein konnte, zeigt sich etwa in Bezug auf die Vorstellungen zur Gemeindeleitung in den Pastoralbriefen (1. und 2. Tim, Tit.). In ihnen wird nicht davor zurückgeschreckt, eingeführte Gemeindeleitungsämter, etwa das Witwen- oder Presbyteramt, kritisch zu hinterfragen und zu Veränderungen aufzurufen.

An dieser Stelle, mit der Beachtung der apostolischen Autoritäten endet dann aber häufig auch schon die Betrachtung der Verhältnisse um die Gemeinden im Neuen Testament. Das Ergebnis ist dann, dass die Verbindung dieser ‚selbständigen‘ Gemeinden untereinander durch die apostolischen Autoritäten erfolgte. Diese erscheinen dann – man verzeihe mir das Bild – wie Feuerwehrleute, die über Brandmelder mit ihren Gemeinden verbunden sind, um überall schnell eingreifen zu können, wenn Gefahr im Verzug ist. Und manch einer hat auch bei unserem Gemeindebund vielleicht solch ein Bild. Die Gremien des Bundes sitzen in Elstal oder in der Landesverbandsleitung – und wenn es irgendwo brennt, dann sollen sie bitte schön schnell vor Ort sein. Dabei sind wir (was nach meiner Überzeugung auch ganz richtig ist) weit davon entfernt, diesen Gremien apostolische Autorität zuzubilligen. Wir entscheiden schon noch ganz selbständig, wann es brennt, und wir entscheiden auch, was wir mit möglichen Empfehlungen machen; aber es ist ja wenigstens schön zu wissen, dass sie im Notfall da wären.

Aber dieses Bild von den Gemeinden zu neutestamentlicher Zeit, die allein durch apostolische Personen verbunden gewesen wären, ist immer noch viel zu kurz. Denn ein dritter Blick in das Neue Testament zeigt uns nun noch etwas viel Weitergehendes. Um dieses zu zeigen konzentriere ich unseren Blick auf die Gruppe der paulinischen Gemeinden.

Da gibt es in den Briefen des Paulus ganz merkwürdige Abschnitte: Grußlisten und auch Hinweise auf zwischen den Gemeinden hin- und herreisenden Personen. Phöbe ist bekannt oder auch Priska und Aquila. Wer daraufhin aber einmal genauer die Paulusbriefe durchsieht, der kommt, je nachdem wie er zählt, auf eine Anzahl von 50 bis 100 Namen von Personen, die aus einer anderen Gemeinde kamen, zum Zeitpunkt der Abfassung eines Schreibens aber an einem ganz andren Ort bei Paulus waren, oder aber in angeschriebenen Gemeinde bekannt waren. „Ja, das kennen wir auch“, mögen Sie sagen. „Wir haben ja auch sonntags Gäste im Gottesdienst, die Grüße bestellen. Gerade letzte Woche war da ein Ehepaar, wie hieß es doch ...?“ Nun – und da hört es dann leider auch oft schnell auf. Bei den Namen die Paulus uns nennt aber kennt die Gemeinde nicht nur den Namen, sondern teilweise auch ihre Lebensumstände. Da ist mehr als ein Sonntagsgruß, da ist Austausch und Mitteilung. Dieser nähere Blick in die Situation der Gemeinden des NT erlaubt uns also, etwas Weitergehendes festzustellen: Die Verbindung zwischen den Gemeinden geschah keineswegs allein durch den Apo-

stel, sondern in einem wahrscheinlich wirklich nicht unbeträchtlichen Rahmen auch durch Geschwister, die mal in der einen mal in der anderen Gemeinde waren und die dort nicht allein am Sonntag zum kurzen Gruß aufstanden, sondern die auch berichtet haben, was bei ihnen in ihren Heimatgemeinden grade an Nöten und Sorgen oder aber auch an guten Erfahrungen und Entwicklungen geschah. Wenn es dann in 1Thess 1,8 von der Gemeinde in Thessalonich heißt: „Von euch aus ist das Wort des Herrn weiter erklingen, nicht allein in Mazedonien und Achaia, nein allerorts ist euer Glaube an Gott hinausgedrungen“, so scheinen wir doch hier Gemeindeverbindungen der Thessalonischer vor uns zu haben, die vom Apostel gänzlich unabhängig und ganz selbstverständlich waren. Verbindungen von Gemeinden, in den das Glaubenszeugnis und damit auch die jeweiligen Gemeindefarbeiten, die Theologie und Glaubenspraxis von einer Gemeinde in die nächste weitergegeben wurde.

Schon dieser etwas vertiefende Blick zeigt: das Bild vom im Feuerwehrhaus sitzenden Apostels als einzig verbindendes Glied zwischen den neutestamentlichen Gemeinden muss revidiert werden: Zwischen den Gemeinden gibt es vielmehr zahlreiche direkte, von dem Apostel offensichtlich auch ganz unabhängige Beziehungen.

Aber wir müssen unseren Blick noch ein Stück tiefer gehen lassen. Bei diesen Verbindungen könnten wir immer noch annehmen, sie seien ‚zufällig‘ geschehen, weil die einen oder anderen Gemeindeglieder aus beruflichen oder privaten Gründen ‚einfach mal‘ in eine andere Stadt reisten. Aber uns begegnen bei Paulus auch noch Beziehungen zwischen den Gemeinden, die geradezu organisiert waren. Es gab zwischen den pln. Gemeinden so etwas wie ‚Gemeindegessandte‘. Das waren Personen, die von ihrer Gemeinde für eine gewisse Zeit zur Arbeit, zur Mitarbeit in einer anderen Gemeinde ausgesandt waren. An wenigstens drei Stellen begegnen uns Hinweise auf sie: In Phil 2,25ff ein gewisser Epaphroditus, in 1Kor 16,15ff Stephanas, Fortunatus und Achaikus und in Kol 1,7f; 4,12 ein gewisser Epaphras.

Worum es hierbei geht, kann Phil 2,25ff verdeutlichen:

(25) Ich habe es aber für nötig gehalten, Epaphroditus, meinen Bruder und Mitarbeiter und Mitstreiter, euren Abgesandten und Diener meines Bedarfs, zu euch zu senden; (26) da er ja sehnlich nach euch allen verlangte und er in Unruhe war, weil ihr gehört hattet, dass er krank war. (27) Denn er war auch krank, dem Tod nahe; aber Gott hat sich über ihn erbarmt, nicht aber nur über ihn, sondern auch über mich, damit ich nicht Traurigkeit auf Traurigkeit hätte. (28) Ich habe ihn nun um so eiliger gesandt, damit ihr, wenn ihr ihn seht, wieder froh werdet und ich weniger betrübt sei. (29) Nehmt ihn nun auf im Herrn mit aller Freude und haltet solche Brüder in Ehren! (30) Denn um des Werkes Christi willen ist er dem Tod nahe gekommen und hat sein Leben gewagt, um den Mangel in eurem Dienst für mich auszugleichen.

Der hier angesprochene Epaphroditus ist ein Gemeindeglied aus Philippi. Er hatte (4,18) Paulus eine Gabe aus Philippi nach Rom gebracht. Doch scheint dies nicht der einzige Grund seiner Reise nach Rom gewesen zu sein, sonst müßte Paulus in 2,25ff nicht so ausdrücklich betonen, dass er Epaphroditus wegen seiner angeschlagenen Gesundheit zurücksendet. Diese Rückkehr war offensichtlich noch gar nicht geplant. Vielmehr sagt V.30, dass Epaphroditus ‚um des Werkes Christi willen dem Tod nahe gekommen ist‘. Der Ausdruck ‚Werk Christi‘ meint aber die Arbeit am Reich Gottes in der Gemeinde und der Mission (vgl. z.B. 1Kor 3,10; 15,58; 16,10). Der eigentliche Auftrag und die eigentliche Aktivität des Epaphroditus lag demnach in der Gemeindefarbeit, die er neben und mit Paulus nicht in seiner Gemeinde Philippi, sondern in der ihm fremden Gemeinde Rom leistete. Dabei stellt Paulus in V.30 fest, dass Epaphroditus als Gesandter der Gemeinde aus Philippi mit seinem Werk einen ‚Mangel der Philipper‘ an ihm, dem Apostel, ausfüllt. Epaphroditus ‚ersetzt‘ somit die Arbeit, die die Gemeinde aus Philippi eigentlich für den Apostel tun sollte. Dies aber bedeutet nichts anderes, als das Paulus letztlich die Vorstellung hat, die ganze philippische Gemeinde hätte mit

ihm zusammen Gemeinde- und Missionsarbeit in Rom zu tun gehabt! Natürlich ist dies eine nicht realisierbare Vorstellung, doch beugt sich der Apostel nicht unter dies praktisch Unmögliche, sondern spricht dennoch von einem hierdurch aufgetretenen Mangel. Genau der ist nun jedoch – man könnte sagen: wenigstens – durch den Gesandten Epaphroditus gefüllt worden. Dabei hatte dieser die Kontakte zu seiner Heimatgemeinde nicht abgebrochen. Sie wussten von seiner Krankheit und er wusste von ihrer Sorge um ihn. Er war also nach wie vor Glied der Gemeinde in Philippi, auch wenn er gerade mit seinen Gaben weit entfernt arbeitete.

Damit zeigt sich die Situation, die hinter der Erwähnung von Epaphroditus in Phil 2,15ff steht. Er war ein Gesandter der Gemeinde in Philippi mit dem Auftrag, in Rom in den dortigen Gemeinden mitzuarbeiten. Diese Arbeit an einem anderen Ort erwartet der Apostel ganz offensichtlich von den Gemeinden. Mit anderen Worten: Die Gemeinde Philippi hilft durch die Entsendung eines Mitarbeiters der Gemeinde in Rom bei ihren Aufgaben – und Paulus scheint dieses Füreinander der Gemeinden als selbstverständlich zu betrachten. Der Kontakt zur Heimatgemeinde macht dabei deutlich, dass diese Unterstützung durchaus von Beginn an als zeitlich begrenzt angesehen wurde.

Schließlich ist auch noch die Aussage von V.29 zu beachten. Sie beinhaltet eine deutliche Empfehlung des Gesandten für die Gemeindeglieder bei seiner Rückkehr. Diejenigen, die in solch einem Dienst in einer anderen Gemeinde gestanden haben, scheinen für Paulus besonders prädestiniert für weitere Aufgaben bei sich zuhause. Hier liegt demnach keineswegs nur ein ‚Geben‘ der Gemeinde von Philippi vor, sondern sie profitiert selber noch davon! Schnell überlesen, deswegen aber gerade nicht weniger interessant ist in diesem Vers auch der Plural ‚solche Brüder‘. Bisher redete Paulus doch nur von einer Person. Der hier verwendete Plural macht darauf aufmerksam, dass es ganz offensichtlich mehr solcher Gemeindeglieder gegeben haben muss, die für Paulus ganz grundsätzlich in einer hohen Achtung standen.

Was wir hier vor uns haben, kann uns auffordern, unser Bild von den nur durch die Apostel und dann auch noch einigen ‚zufällig‘ umherreisenden Gemeindegliedern verbundenen Gemeinden nochmals tiefer zu verändern: Für Paulus ist es der Normalfall, dass eine Gemeinde durch ihre besten Leute einer anderen Gemeinde hilft und zwar – wie wir am Beispiel der Thessalonicher sehen konnten – auch ganz unabhängig von ihm. Die angebliche Selbständigkeit der neutestamentlichen Gemeinden hat nicht nur in der apostolischen Autorität, sondern auch in der gegenseitigen Hilfe ihre Grenze – oder sollte ich vielleicht hat ganz anders formulieren: Erst da wird Selbständigkeit einer Gemeinde zu einer wirklichen Tugend christlicher Gemeinden, wenn sie eine selbstverständlich sich anderen Gemeinden öffnende Gemeinde wird, die Hilfe anbietet und auch selber Hilfe annimmt? Erst dort also wird Selbständigkeit wirklich gelebt, wo nicht auf das Eigene, sondern auf das des anderen geschaut wird. Das wäre eine besondere Art der Selbständigkeit: Ich bin nicht frei von anderen, sondern ich bin frei im Geben für und Nehmen von anderen. Eine solche Selbständigkeit hat nicht in der Abschottung und Abgrenzung, nicht in dem Blick allein auf sich selbst ihre größte Erfüllung, sondern in der gebenden und nehmenden Hinwendung zur anderen Gemeinden. Paulus kennt den Begriff der selbständigen Gemeinde nicht – ich glaube aber, wenn er ihn kennen würde, dann würde er es ähnlich sagen: Selbständigkeit hat in der gebenden und nehmenden Hinwendung zur nächsten Gemeinde ihre größte Erfüllung.

Ich breche hier ab. Viel gäbe es noch zu den zwischengemeindlichen Kontakten zu sagen: Etwa die Kollekte für Jerusalem könnte erwähnt werden, ebenso der Austausch von Briefen und Evangelien. Oder aber die gegenseitige, teilweise durchaus kritische Reaktion auf theologische Lehren. Schließlich könnten wir auch auf die Zeit am Ende des 1. Jahrhunderts schauen, wo diese zwischengemeindlichen Kontakte sich teilweise überaus intensiviert und zu eigenen Schreiben geführt haben, vgl. den 1. Clemensbrief. Aber für all das haben wir keine Zeit, denn wir müssen nun unbedingt fragen, was eigentlich den Grund legt für diese intensiven zwischengemeindlichen Kontakte. Zuvor aber halten wir fest:

So sehr wir es bei den neutestamentlichen Gemeinden auf den ersten Blick mit selbständigen Ortsgemeinden zu tun haben, so sehr sind diese untereinander auf vielfältige Weise verbunden. Zunächst durch die apostolischen Personen, dann aber auch maßgeblich durch ganz individuelle Kontakte einzelner Gemeindeglieder und schließlich sogar durch den Austausch gegenseitiger Mitarbeiter. Eine Selbständigkeit der Ortsgemeinde in Form einer konsequenten Autonomie oder aber sogar der Vorstellung einer autarken Gemeinde ist dem Neuen Testament fremd.

2.2. Der Begriff der Koinonia

Aber was ist eigentlich der Antrieb dazu, dass es diese Verbindungen der Ortsgemeinden untereinander gab und auch geben sollte? Sicherlich kann man bei dieser Frage schnell pragmatisch argumentieren: Die – neudeutsch – Ressourcen können gegenseitig genutzt werden, Begabungen und Möglichkeiten bleiben nicht auf die Ortsgemeinde beschränkt, sondern kommen der Allgemeinheit zu gute. Freilich hat solch eine Argumentation immer auch schnell eine Grenze. Denn *warum* sollen denn diese Begabungen und Möglichkeiten nicht noch viel mehr in der eigenen Gemeinde eingebracht werden, damit diese wächst und gedeiht? Das dient doch dem Evangelium vor Ort! Es braucht einen Antrieb zur Gestaltung des Miteinanders im Sinne des neutestamentlichen Miteinanders der Gemeinden, der an anderer Stelle als des Pragmatismus angesiedelt ist: Pragmatismus wird immer durch eigene Interessen ausgehebelt.

An dieser Stelle nun greift nach meiner Überzeugung eine zentrale Überzeugung gerade des Paulus über die Vorstellung von Gemeinschaft. Der Begriff, der bei uns in den Bibeln mit Gemeinschaft übersetzt wird, lautet im griechischen Koinonia – und dieser Begriff meint etwas sehr spezielles. Koinonia ist dort, wo eine Person einer anderen Anteil an sich gibt und die andere Person Anteil nimmt. Anteil geben und Anteil nehmen – das sind die zentralen Ausgangspunkte für Koinonia und damit für Gemeinschaft im paulinischen, im neutestamentlichen Sinn. Diese Koinonia, diese Gemeinschaft hat ihren Ausgangspunkt bei Gott selber. Wir sind nämlich durch ihn zur Koinonia mit Jesus Christus berufen. (1Kor 1,9). Er gibt uns Anteil an seinem Heil und wir nehmen Anteil an seinem Heil. Deswegen heißt es auch bei der Rede über das Herrenmahl, dass Kelch und Brot ‚Koinonia‘, nämlich ‚Teilhabe‘ am Blut und Leib Christi sind, die er uns gibt (1Kor 10,16). Das Ziel des Sehns eines Paulus ist es schließlich, ‚Koinonia‘ also Gemeinschaft mit dem Leiden und Auferstehen Christi zu haben (Phil 3,10), denn durch diese Anteilgabe Christi und die Anteilnahme durch Paulus gewinnt er sein Leben. Gemeinschaft ist also nicht eine Sympathie- oder Interessengemeinschaft, Gemeinschaft im Sinne der Koinonia ist ein Geben des Meinigen und Nehmen des Deinigen. Wenn Luther einmal davon sprechen wird, dass ein ‚fröhlicher Tausch‘ von meiner Sünde und Gottes Heil stattgefunden habe, dann bringt er genau diese Koinonia, diese Gemeinschaft zwischen Gott und uns zur Sprache.

Genau diese Koinonia, die Gott nun im Evangelium jeder und jedem Einzelnen anbietet, genau diese Koinonia aber herrscht auch unter den Geschwistern einer Gemeinde: Ich gebe dem Bruder oder der Schwester Teil an meinem Leben und meinen Gaben und Begabungen und nehme Teil an ihrem Leben, ihren Gaben und ihren Begabungen. Dass es kein unbegabtes Glied am Leibe Christi gibt, ist geradezu Ausgangspunkt, Grund der Möglichkeit zu dieser Gemeinschaft im Sinne der Koinonia. Von da her kommend kann Paulus z.B. Phil 1,5 für die Koinonia danken, die die Philipper bei der Verkündigung des Evangeliums gezeigt haben. Was Christen also bei der Teilgabe Gottes erfahren haben, dass ist der Grund der Möglichkeit ihrer Gemeinschaft untereinander: Ebenfalls erneute Teilgabe und Teilnahme an dem Erfahrenen und Geglauten untereinander. Die vertikale Koinonia zwischen Gott und einzeitigem Mensch verändert sich zur horizontalen zwischen den Geschwistern. Genau von dieser Koinonia lebt die Gemeinde, lebt jede Ortsgemeinde – und wo eine Gemeinde aufhört, diese Koi-

nonia zu üben und zu fördern, dort hört sie auf, christliche Gemeinde zu sein. Die Gemeinschaft der Geschwister der Gemeinde besteht im gegenseitigen Teilgeben und Teilnehmen am Leben, weil sich in diesem Teilgeben und Teilnehmen das neu gestaltet, was sich zwischen Gott und dem Menschen ereignet hat. Wo diese Koinonia gelebt wird, dort wird Gottes Wunsch nach Versöhnung und Gemeinschaft lebendig und lebenswirksam bezeugt.

Eben dieses aber trifft nun auch für das Miteinander von Gemeinden zu. Paulus fördert das Miteinander der Gemeinden durch den Austausch von Mitarbeitern, durch die Grüße und organisierten Verbindungen untereinander. Er fördert damit aber nichts anders als das Zeugnis der göttlichen Gemeinschaft nun auf der Ebene der Gemeinden. Eine Gemeinde, die sich dieser Gemeinschaft, dieser Koinonia untereinander entzieht, eine solche Gemeinde verweigert das Zeugnis der göttlichen Gemeinschaft. Sie bleibt bei sich und – um hier den Christushymnus Phil 2 aufzurufen – erachtet ihre Gaben als ihr Eigentum, das mit niemanden geteilt werden soll. Die Grenze zum Sektierertum ist an dieser Stelle äußerst klein – denn es geht bei der Koinonia wie gesagt nicht nur um Teilgabe, sondern auch um Teilnahme. Gemeinschaft ist nie nur gebende, sondern sie ist auch nehmende – und zwar nimmt sie nicht allein das, was sie will, sondern auch das, was sie auf den ersten Blick vielleicht nicht will, nämlich die Erkenntnisse von anderen. Erkenntnisse anderer, die eigene durch Traditionen enge Grenze überwinden. Wenn in den Timotheus- und Titusbriefen die Verfasser Gemeinschaft mit den Leserinnen und Lesern suchen, dann müssen diese sich z.T. herbe Kritik an der sich unter ihnen verbreitenden Irrlehre gefallen lassen. Und wenn Paulus im Galaterbrief Gemeinschaft mit den galatischen Christen sucht, dann müssen die sich auffordern lassen, ihren frommen Unglauben aufzugeben. Gemeinschaft im Sinne der neutestamentlichen Koinonia zwischen Gemeinden ist geforderte Gestaltung der persönlichen und im gemeindlichen Bereich bereits gelebten Gemeinschaft Gottes mit uns. So sehr, wie ein Christ oder eine Christin sich der Erfahrung des Segens beraubt, wenn er oder sie sich keiner Gemeinde anschließt, so sehr berauben sich Gemeinden des Segens, wenn sie für sich bleiben.

Ich habe in den letzten Sätzen bewusst etwas zugespitzt formuliert. Denn es will mir scheinen, als ginge es hierbei nicht um eine Nebensächlichkeit. Die Gestaltung des Miteinanders von Gemeinden im Sinne der gebenden und nehmenden Anteilnahme aneinander ist keine Frage der Entscheidung einer einzelnen Gemeinde. Dieses Miteinander ist vielmehr eine zentrale Gestaltung des biblischen Zeugnisses von der Versöhnung Gottes mit den Menschen und seiner Hinwendung zum Menschen. Es gibt für eine christliche Gemeinde gar nicht die Entscheidung, ob sie mit anderen Gemeinden gemeinsam ihren Glauben leben möchte oder nicht. Will sie dieses nicht, so verweigert sie das Zeugnis Gottes, damit aber hört sie auf, christliche Gemeinde zu sein und stellt sich selber auf die Seite der Sektierer.

Muss so scharf argumentiert werden? Ja, ich denke: man muss. Und zwar aus einem einfachen Grund: Eine Gemeinde, die die Koinonia mit anderen verweigert oder nicht sucht, bleibt in Fragen des Glaubens, der Erkenntnis, der Lehre und des Lebens ganz in ihren Grenzen. Ihre eigenen Möglichkeiten, der Geist, der in ihr lebt, setzt die Grenzen der Anrede Gottes. Sie allein entscheidet in den Grenzen ihrer bisherigen Erkenntnisse über die Wahrheit einer Anrede Gottes aus der Schrift. Es braucht überhaupt keine Psychologie, sondern allein die Erfahrung aus Gemeindeberatungsprozessen um sagen zu können, wie sehr diese Grenzen nur allzu häufig durch persönliche Befindlichkeiten, Traditionen oder auch individuelle Ängste bestimmt sind. Durch all dieses aber wird das Evangelium, dass durch diese Gemeinde hindurch die Welt erreichen möchte, durch den Flaschenhals dieser Gemeinde beengt. Das Evangelium wird zum Eigentum der Gemeinde. Das Neue Testament malt ein anderes Bild von den Gemeinden Christi: Im Mit- und Füreinander ringt man um die Grenzen des Glaubens, des Lebens, der Lehre und Erkenntnis. Man lernt voneinander, ist ebenso bereit zur Korrektur des Eigenen wie zur Mitarbeit an Fragen anderer Gemeinden und zum aktiven Weitergeben des Eigenen.

Der Blick in das Neue Testament zeigt uns damit in dem Zeugnis der Koinonia eine Gabe Gottes: Die Nachbargemeinde und über diese hinaus die Gemeinden des Bundes, in den man sich gestellt hat. Sie hat uns Gott gegeben, um uns die Fülle seines Evangeliums erkennen und leben zu lassen, damit keine Gemeinde unter uns für sich sein muss und als solche von jeglichem Wind der Lehre hin und er geworfen zu werden.

Schaue ich in das Neue Testament, so haben wir eine erste Antwort auf die gestellten Fragen: Können selbständige Gemeinden miteinander leben? Ja, sie können. Sollen sie es? Ja, sie sollen es unbedingt, denn ihre Gemeinschaft ist Zeugnis für die Gemeinschaft, die Gott mit uns sucht. Und wie geht das? Nun, im pln. Bereich sahen wir die unter den Gemeinden ausgetauschten Mitarbeiter und die auch sonst vielfältigen Kontakte untereinander.

4. Konsequenzen

Fragen wir nun von diesen Beobachtungen ausgehend nach möglichen Folgerungen für unsere ‚bunte‘ Situation der Gemeinden in unserem Bund heute. Als erstes sehe ich die Aufgabe, in unseren Gemeinden sehr grundsätzlich zur Entdeckung der Gabe und Aufgabe von Gemeinschaft untereinander anzuregen.

4.1. Die Aufforderung zur Entdeckung direkter gegenseitiger Verantwortung

Vom neutestamentlichen Zeugnis her ist festzuhalten, dass von Beginn an (wenn man den 1Thessalonicher als älteste Schrift des Neuen Testaments ansieht!) mit einer vom Apostel gewollten und geförderten aktiven und helfenden Gemeinschaft der Gemeinden untereinander zu rechnen ist. Dieses steht dem Gedanken einer *selbständigen* Gemeinde keineswegs entgegen, wohl aber dem einer *selbstgenügsamen* und *auf sich selbst konzentrierten* Gemeinde. Gleichzeitig wird damit die Vorstellung relativiert, man könne die Hilfe für andere Gemeinden auf eine wie auch immer geartete zentrale Person oder Personengruppen und damit letztlich Institutionen abschieben. Paulus hatte überraschend wenig, nämlich wahrscheinlich höchstens zwei ‚feste‘ Mitarbeiter, die über einen langen Zeitraum bei ihm waren und ihn in seiner Arbeit in den Gemeinden unterstützten. Somit war er selber auf die direkten Kontakte der Gemeinde untereinander angewiesen. Dabei hat es dann neben den oben genannte Gemeindegesandten auch gegenseitige Hilfe gegeben, die vom Apostel selber gänzlich unabhängig geschah, wie der Hinweis aus dem 1.Thessalonicher verdeutlicht hat. Man kann vermuten, dass die Stärke der paulinischen Gemeinden und ihre prägende Kraft für die weitere Entwicklung der Christenheit nicht zuletzt in diesem durch so viele Personen gestalteten ‚Netz‘ des Für- und Miteinanders der Gemeinden beruht. Ein starker Gemeindebund zeigt sich demnach nicht in der Größe und Stärke seiner Zentrale, sondern in weit höherem Maße in der Bereitschaft der einzelnen Gemeinden, *gegenseitige* Verantwortung in der *gemeinsamen* Berufung zur Arbeit am Reich Gottes zu übernehmen.

Wo wir also untereinander die ‚Buntheit‘ unserer Gemeinden wahrnehmen, dort sind wir nach meiner Überzeugung zunächst zur Freude aufgerufen: So vieles hat Gott unter uns wachsen lassen. So vieles hat er uns durch die verschiedenen Gemeinden zu geben. Doch um dieses wahrzunehmen und dann wirklich auch fruchtbar werden zu lassen, braucht es ganz grundsätzlich ein vielleicht neues Interesse an den Gemeinden, die mit uns im Bund zusammengeschlossen sind.

Hieraus ergeben sich nun tatsächlich einige Überlegungen zu praktischen Konsequenzen für das Leben unserer Gemeinden, die den Anspruch stellen, dem Neuen Testament verpflichtet zu sein. Dabei können hier nur einige Grundzüge dieser Folgerungen und Umsetzungsmöglichkeiten angedeutet werden.

4.2. Konsequenzen für die Ortsgemeinden

Blicke ich zuerst auf die Folgen für die Gestalt des Gemeindelebens einer einzelnen Gemeinde, so will ich nur auf drei Aspekte aufmerksam machen.

4.2.1. Die Notwendigkeit zum Umdenken

Der Gedanke der Selbständigkeit der Ortsgemeinde scheint manchmal verwechselt zu werden mit dem einer Autonomie oder sogar einer autarken Gemeinde: Regelt jede Gemeinde ihre Angelegenheiten selber, so sei doch auch jede für sich verantwortlich und muß demnach in allen Bereichen ihre Belange selber regeln können. Diese Ansicht übersieht aber die Anforderung an die Christen, sich vom Geist Gottes ausgerüstet *gegenseitig* zum Leib Christi aufzubauen. Wo Selbständigkeit mit dem Verbleiben in den eigenen Möglichkeiten verwechselt wird, dort wird der aufbauenden Liebe Christi kein Raum mehr gegeben. Sicherlich soll jede Gemeinde für sich danach streben, so viel wie möglich eigene Gaben zu erhalten und zu fördern. Doch auf dem Weg dorthin darf und braucht der Blick nicht an den eigenen Gemeindegrenzen Halt zu machen. Vielmehr müssen unter dem Aspekt des gemeinsamen Auftrags zum Bau des Reiches Gottes Gaben und Not der eigenen oder einer anderen Gemeinde Anlaß zur Nachfrage und zum Angebot von gegenseitiger Hilfe geben. Die Orientierung und Konzentration auf die eigene Gemeindegrenze findet vor dem Horizont neutestamentlicher Gemeindelehre ihre Grenze in der Not einer Nachbargemeinde. Die Liebe für die Geschwister und der Auftrag zum Bau des ‚Leibes Christi‘ darf eben nicht dort enden, wo der Arbeitsbereich einer anderen Gemeinde beginnt.

Dies aber setzt ein Umdenken voraus. Das beginnt damit, dass ich nicht nur an meiner Gemeinde Interesse habe und zeige. Einige praktische Hinweise: Das Bewusstsein für die anderen Gemeinden unseres Bundes könnte z.B. durch die sonntägliche Fürbitte für diese Gemeinden im Gottesdienst geweckt werden. Informationen über Nachbargemeinden könnten in Gottesdienste oder Gemeindeversammlungen einfließen. Auch konkrete Gebetsanliegen anderer Gemeinden bleiben nicht allein das Steckenpferd von ‚bundesbegeisterten Menschen‘, sondern werden selbstverständliche Gebetsanliegen in Gemeindeveranstaltungen. Nur wer so vorbereitet ist, wird gegenseitiges Anteilnehmen und Anteilgeben, also Koinonia und damit neutestamentliche Gemeinschaft leben können. Erst eine solche Gemeinde wird auch zur Übernahme von *gegenseitiger* Verantwortung bereit sein. Solch eine Wahrnehmung gemeinsamer, gemeindeübergreifender Verantwortung braucht dann ein offenes und ehrliches Gespräch der Gemeinden bzw. einzelner Leiter und Mitarbeiter untereinander. Hierzu genügt kaum ein jährliches Treffen auf Bezirks- oder gar nur auf Landesverbandsebene, das dann u.U. sogar noch durch Verwaltungs- oder Wahlformalien bestimmt ist. Vielmehr muss es über die Ebene des funktionalen Miteinanders zu einer gegenseitigen Wahrnehmung von inhaltlichen Entwicklungen in den Gemeinden kommen. Gegenseitige Treffen von Gemeindeleitungen und Mitarbeiterkreisen auf zunächst rein informeller Ebene wären hilfreich. Treffen, bei denen sowohl Raum ist für das, was gerade gut läuft, wie auch für das, wo gerade Probleme gesehen werden und was im Innern Mühe macht.

4.2.2. Das gemeinsame Arbeiten

Wo so ein Bewusstsein des Für- und Miteinanders gewachsen ist, wird es dazu führen, über gemeinsame Arbeitsfelder nachzudenken. Dieses kann bis zu dem paulinischen Beispiel der Mitarbeiteraussendung gehen, doch gibt es auch unterhalb hiervon zahlreiche Möglichkeiten der Anteilgabe und Anteilnahme. Z.B. das Einladen eines Mitarbeiters zu einem bestimmten Thema einer Gruppe oder auch in die Gemeindeleitung. Warum soll Gemeinde A nicht erfahren, wie Gemeinde B vor zwei Jahren mit der Frage von Scheidung und Wiederheirat umgegangen ist? Warum wissen die Mitarbeiter des Seniorenkreises in C nicht, wie in D das Problem des Altersumfangs der Seniorengruppe gelöst wurde? Warum kann Gemeinde E nicht erfahren, wie Gemeinde B auf fundamentalistische Irrlehre reagierte? Warum soll Gemeinde

E nicht lernen dürfen, wie in Gemeinde C Fehler bei der Arbeit unter Migrantenkinder vermieden wurden? Komm und hilf uns! Das war schon bei Paulus im Traum der Grund seines Aufbruchs nach Europa. „Kommt und erzählt uns, wie ihr es gemacht habt.“ Dabei kann es sich sowohl um punktuelle, aber auch um längerfristige Aufgaben handeln. Natürlich – das alles kostet Zeit. Und ich weiß, wie sehr Mitarbeiter darüber stöhnen, wenn sie nun ‚auch noch‘ in die Gemeinde des Nachbarortes oder sogar noch weiter fahren sollen. Die Sitzung der Gemeindeleitung kann man auch nicht einschränken und verkürzen. Also gibt es Zusatztermine. Und damit spätestens ist alles aus. Tatsächlich scheint es sich zunächst um zusätzliche Aufgaben zu handeln. Auch hier ist ein Umdenken notwendig. In die Koinonia investierte Zeit ist gut investierte Zeit. Wir sind nie nur Gebende, sondern immer auch Nehmende. Wir erfahren von einer anderen Gemeindesituation, können unsere Gaben in neue Zusammenhänge einbringen und erleben damit nicht selten eine Erweiterung unserer Möglichkeiten. Das aber kommt dann auch bereichernd wieder der eigenen Gemeinde zugute.

Schließlich ist an dieser Stelle auch über die Stellung der hauptamtlichen Mitarbeiter, meistens also der Pastoren und Pastorinnen, Diakone und Diakoninnen nachzudenken. Gerade auch bei ihnen zeigt sich nicht selten ein ‚Besitzstandsdenken‘ einer Gemeinde. Dies gipfelt dann nicht selten in der Ansicht, die von der Gemeinde *bezahlte* Person habe nun auch ganz ihren *Arbeitgebern* zur Verfügung zu stehen. Wo sich der angesprochene Umdenkungsprozess durchsetzt, wird man zu überlegen haben, ob nicht auch an dieser Stelle ein ‚Teilen‘ mit anderen Gemeinden gefordert sein kann. Dies ist gerade dort wichtig, wo in der Nachbarschaft kleine oder auch junge Gemeinden dringend Hilfe benötigen. Diese leiden nicht selten an dem Mangel an erfahrenen haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeitern. Die durch die Besoldungsregelung unseres Bundes geradezu provozierte Praxis, dass sich kleine und junge Gemeinden keine erfahrenen hauptamtlichen Mitarbeiter ‚leisten‘ können, mag nicht selten die Entwicklung solcher doch meist hochmotivierten Gemeinden aufhalten.

4.2.3. Das Annehmen von Hilfe

Manchmal aber erscheint es mir, als stecke hinter den genannten Zeit- und Arbeitsgrenzen eigentlich noch etwas ganz anderes: Das Problem der Konkurrenz der Gemeinden untereinander und damit konkret die Abneigung, Hilfe durch eine Nachbargemeinde anzunehmen. Geben wir uns nicht eine Blöße, wenn wir andere um Hilfe bitten? Auch hier soll nur auf zwei Aspekte dieses Problems eingegangen werden. Zunächst bedeutet die Bitte um Hilfe von außen natürlich immer auch das Eingeständnis, an eigene Grenzen gelangt zu sein. Es hat hier keinen Sinn, darüber zu klagen, wie unnötig die Furcht vor dem Eingeständnis eigener Schwäche für Christen ist, die doch *alle* davon leben, dass Gott ihre Stärke ist. Diese Furcht muß beachtet werden. Der Grund für sie kann aber auch dadurch bekämpft werden, dass man aufhört, in der (immer momentanen!) Stärke einer Gemeinde den Ausdruck ihrer geistlichen Qualität zu sehen. Was für einzelne Christen gilt, ist wohl auch übertragbar auf Gemeinden: Nicht das Fehlen von Mangel zeichnet sie aus, sondern der geistlich verantwortliche Umgang mit dem Mangel. Geistlich verantwortlich aber geht die Gemeinde um, die hier in einer Nachbargemeinde eine von Gott gegebene Gabe zur Hilfe erkennt und annimmt.

Der zweite Aspekt beim Problem der Annahme von externer Hilfe besteht darin, dass diese Hilfe durchaus Veränderungen in einer Gemeindegemeinschaft, meistens aber wenigstens die Auseinandersetzung mit neuen Gedanken, Praktiken und Überzeugungen fordern kann. Hier wird sich eine Gemeinde klar machen müssen, ob sie alleine eine Bestandswahrung haben möchte oder tatsächlich offen ist für Impulse, in denen sie ein Angebot Gottes zur inneren (und vielleicht auch äußeren) Veränderung erkennen will. Wer sich auf einen Dialog mit einer anderen Gemeinde einlässt, der mag tatsächlich Veränderungen in seiner Gemeinde erleben, die er bis dahin nicht für möglich erachtet hat – ja, die er gefürchtet hat.

4.3. Die Rolle der übergemeindlichen Einrichtungen

Wenn sich die Gemeinden eines Gemeindebundes der neustamtlichen Herausforderung zu einer direkten intensiven und lebendigen Hilfe gestellt haben, dann hat dies natürlich auch Konsequenzen für die Aufgaben der übergemeindlichen Institutionen, im Falle der Gemeinden des BEFG also der Bundes- und Landesverbandseinrichtungen mit ihren vielfältigen Angeboten. Hier soll nur auf zwei Aspekte verwiesen werden: 1.) die Hilfe zur gegenseitigen Hilfe. 2.) Die Initiierung gemeinsamer Wege zum Austausch über inhaltliche Fragen und zur Verbindlichkeit der gefundenen Überzeugungen.

→ 1.) Dort, wo Gemeinden beginnen, sich gegenseitig zu helfen, eröffnen sich ganz neue Möglichkeiten für die Arbeiten der übergemeindlichen Gremien, Mitarbeiter, Werke etc. im Bund oder in den Landesverbänden. Sie werden nicht mehr wie die oben erwähnten ‚Feuerwehrleute‘ *direkt* in Gemeinden tätig werden müssen. Statt dessen wird es nun darum gehen können, die zwischengemeindliche gegenseitige Hilfe zu unterstützen und zu fördern. Dies kann zum einen organisatorisch erfolgen, etwa durch die Einrichtung von ‚Tauschbörsen‘ für Hilfs- und Unterstützungsangebote. Zentral geführte Listen von Fortbildungen, Referenten, Gemeindeberatern und ähnlichem könnte eine weitere Gestaltung solch organisatorischer Hilfe sein – hier sei nur hingewiesen auf das ‚Netzwerk Beratung‘, das im Dienstbereich Gemeindeentwicklung gepflegt wird. Daneben aber kann auch die inhaltliche Hilfe eine neue Zielrichtung erhalten. Die Aus- und Fortbildung von ehrenamtlichen Mitarbeitern erhält neue Aufgabengebiete, indem inhaltliche und methodische Fragen in einer Art ‚Train the Trainer - Konzept‘ bearbeitet werden. Mitarbeiterschulungen hätten hier grundsätzlich den Multiplikationseffekt zu berücksichtigen und zu fördern.

→ 2.) Schließlich aber wird auch eine ganz grundsätzliche Aufgabe zu entdecken und zu gestalten sein. Über die Förderung des Austauschs der Gemeinden untereinander kann und sollte es zunehmend auch dazu kommen, in diesem Austausch gemeinsame, bundesweite Positionen zu erarbeiten und dann auch – nicht als Bundeswort, sondern als Wort der Koinonia der Gemeinden! – in die Gemeinden hineinzutragen. Nach meiner Erfahrung nehmen Gemeinden manche Bundesempfehlungen gar nicht zur Kenntnis, weil es ja ein ‚Gremium‘, nämlich ‚der Bund‘, verfasst hat. Wo Gemeinden aber in solche Findungsprozesse eingebunden sind und sich einbinden lassen, dort ist der schnelle Gang Richtung Papierkorb und das dann notwendige Neuerfinden des Rades vielleicht etwas weniger notwendig. Das aber setzt natürlich bei den Gemeinden die Bereitschaft voraus, sich aktiv in solche Prozesse einzubringen, auch in theologische Fragen ihre Kompetenz bilden zu lassen und sie dann einzubringen in die Diskussion der ganzen Koinonia. Wenn Foren zu inhaltlichen Fragen auf Bundeskonferenzen eingerichtet werden, dann haben diese nur Sinn, wenn die dort verhandelten Themen zuvor und hernach in den Gemeinden ebenfalls breit diskutiert werden – und wenn die dann gemeinsam gefundenen Antworten auch gemeinsam verbindlich gelebt werden und nicht unter dem Hinweis auf die falsch verstandene ‚Selbstständigkeit‘ dann doch wieder ignoriert werden.

4.4. Das Verhältnis zu anderen Kirchen oder freien Gemeinden

Bezieht sich die Koinonia nun nur auf Gemeinden des Bundes? Immer wieder erleben Gemeinden in einer Stadt, dass sie ‚vor Ort‘ gut eingebunden sind in das ökumenische Miteinander mit anderen freien Gemeinden oder auch Kirchen. Hier wird – teilweise auch intensiv – Koinonia gelebt: gemeinsame missionarische Aktionen (z.B. Pro Christ) werden vorbereitet und durchgeführt, gemeinsame diakonische Aufgaben er- und bearbeitet. Hierbei kommt es zu einem sehr fruchtbaren Mit- und Füreinander, zu einer gemeinsamem Mitarbeiterschaft und teilweise auch zu fruchtbarem inhaltlichen Dialog, der die Kenntnis und Achtung des jeweils anderen ermöglicht und fördert. Schnell kann man auf den Gedanken kommen, dass diese Gemeinschaft doch viel wichtiger ist, als die zur benachbarten Bundesgemeinde.

Wer aber so denkt, der übersieht nach meinem Eindruck etwas Wichtiges. Wer sich aktiv und fördernd in einen inhaltlichen Dialog oder auch eine praktische Arbeit einbringen möchte, der kann dies um so besser, je stärker seine eigene Identität und Kompetenz ist. Beides aber sind Momente, die ihrerseits durch das Miteinander der Gemeinden gestärkt werden, die sich ihrerseits zu dieser gegenseitigen Hilfe und Stärkung verpflichtet haben und diesen ‚Bund‘ auch leben. Das Miteinander mit Bundesgemeinden und das mit anderen Gemeinden ist keine Alternative. Vielmehr ermöglicht die recht verstandene und gelebte Koinonia der Bundesgemeinden erst die Gemeinschaft der Ökumene vor Ort und stärkt diese. Umgekehrt befruchtet die Ökumene vor Ort mit ihren Erfahrungen dann auch die Koinonia der Bundesgemeinden durch den hier stattfindenden Austausch.

5. Schlußwort

Die am Ende gemachten Ausführungen zu den Konsequenzen sind bewußt kurz und thesenhaft gehalten. Denn es ging mir hier nicht um Vorschläge zur ‚Reform‘ von Bundesinstitutionen. Vielmehr wollte ich auf einer neutestamentlichen Grundlage für ein Überdenken des Umgangs unserer Gemeinden untereinander werben. Das Neue Testament kennt eine hohe Verantwortung der Gemeinden und der in ihr lebenden, von Gott mit zahlreichen Gaben ausgestatteten Christen füreinander, für die ganze Christenheit und damit für das Zeugnis vom Evangelium in der Welt. Der z.T. im Leben von Gemeinden zu beobachtende Rückzug in eine sich abkapselnde ‚Selbständigkeit‘ muss sich daher die Frage gefallen lassen, inwiefern hier noch ‚neutestamentliche Gemeinde‘ lebt. Vielleicht schrecken wir vor dieser Verantwortung manchmal zurück und sind eher bereit, uns mehr oder weniger zufrieden in die Sicherheit der eigenen Gemeinderäume zurückzuziehen, die man unter dem Dach eines Bundes wohl verwahrt sieht. An dieser Stelle muss aber auch ‚der Bund‘ selber mit seinen Institutionen, Gremien und Werken aufpassen, ob er durch seine Arbeit und Hilfsangebote das gegenseitige Füreinander der Gemeinden tatsächlich noch im Blick hat und unterstützt, oder ob er ‚wegen der großen Vielfalt‘ unter Umständen eine falsch verstandene Eigenständigkeit von Gemeinden vielleicht sogar fördert.

Die Buntheit des Bundes, die Vielfalt unserer Gemeinden – sie ist Gabe Gottes unter uns und für uns. Diese Buntheit wird von uns als großer bunter Blumenstrauß für die Welt aber dann gestaltet, wenn wir die Farbe unserer Gemeinde mutig einbringen und uns dabei von anderen helfen lassen. Und sie wird gleichfalls dort gestaltet, wo wir darauf achten, anderen Gemeinden zu helfen, ihre Farben zur Geltung bringen zu können. Die Buntheit unserer Gemeinden braucht hierfür den offenen Austausch, das gemeinsame Ringen um Antworten, das miteinander bittende Gebet. Gemeinschaft untereinander entsteht nicht dort, wo wir uns einig sind, sondern dort, wo wir uns miteinander auf den Weg machen, dem anderen über Hürden helfen und uns selber vor Steinen warnen lassen. Gemeinsam aufeinander zu achten und uns dabei all das gegenseitig zu geben, was Gott jeder unserer Gemeinden anvertraut hat - diese Antwort würde ich meinem Bruder aus dem Kloster gerne geben können, wenn er mich fragt: „Wie geht das denn mit der Vielfalt in ihrer Kirche?“ Eigentlich ist die Antwort ja ganz einfach: „Wir sind füreinander da, so wie es auch die Gemeinden im Neuen Testament waren.“

Prof. Dr. André Heinze
Theologisches Seminar Elstal (FH)
Johann-Gerhard-Oncken Str. 3
14641 Elstal

Nachdruck – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung des Autors